

Z | Arbeit

Gleichberechtigung

"Es gibt keinen Ärztemangel. Es gibt nur diskriminierte Frauen"

Natalie Urwyler wollte Medizin-Professorin werden. Doch nach der Habilitation kam das Kind – und das Ende ihrer Karriere. Die Ärztin klagte gegen ihren Arbeitgeber. Nun kommt der Fall vor das Berner Obergericht. Aber wie lange mag sie noch kämpfen?

Von Sarah Jäggi [http://www.zeit.de/autoren/J/Sarah_Jaeggi/index], 7. April 2018, 11:04 Uhr / 219 Kommentare



Natalie Urwyler im Spital in Sitten, wo sie jetzt wieder als Assistenzärztin arbeitet © Olivier Lovey für DIE ZEIT

Sie spricht wie ein Arzt. Egal ob sie über das Bergsteigen, ihre Velo-Sammlung, das Leben im Wallis oder ihre Abneigung gegen Hausarbeit spricht. Sie tut es pointiert, meinungsstark und auch mal ungefragt. Relativierungen reicht sie Tage später nach.

Bloß: Natalie Urwyler ist kein Arzt, kein Mann, sie ist eine Frau, eine Ärztin. Und das wurde ihr zum Verhängnis.

Vor bald vier Jahren hat sie ihren langjährigen Arbeitgeber, das Berner Inselspital, wegen missbräuchlicher Kündigung eingeklagt. Im vergangenen November entschied ein Berner Regionalgericht, dass die Kündigung vom 17. Juni 2014 widerrechtlich ist und darum rückgängig gemacht, die Anästhesistin wieder eingestellt und ihr Lohn nachträglich bezahlt werden muss.

Ob es dabei bleibt, ist offen. Vor Ostern wurde bekannt, dass das Inselspital das Urteil nicht akzeptiert. Der Fall Urwyler kommt vor das Obergericht.

Von der Oberärztin zur Pionierin im Kampf gegen Diskriminierung

Und Natalie Urwyler ist drauf und dran, die bekannteste Ärztin der Schweiz zu werden, eine Pionierin im Kampf gegen Diskriminierung von Frauen an Spitälern.

[<https://premium.zeit.de/abo/diezeit/2018/15>]

Dieser Artikel stammt aus der ZEIT Nr. 15/2018. Hier können Sie die gesamte Ausgabe lesen. [<https://premium.zeit.de/abo/diezeit/2018/15>]

Zwei Wochen zuvor, Mitte März, sitzt Natalie Urwyler in ihrem Lieblingslokal in der Altstadt von Brig. Sie hat nicht viel, aber ein bisschen Hoffnung, dass ihr ehemaliger Arbeitgeber das Urteil akzeptiert. Dass ihr Kampf endlich vorüber ist. Ihr Kampf, der sie so viel gekostet hat, den sie aber "sofort" wieder ausfechten würde. "Nicht für mich, sondern für meine Tochter", sagt Urwyler und wendet sich dem kleinen Mädchen im roten Röckchen zu, das neben ihr am Tisch sitzt, Erdbeerglacé schleckt und auf den Papa wartet, der es bald abholt. Für sie mache sie das alles. Müsse sie. Damit für das Mädchen wahr werde, woran seine Mutter so lange geglaubt habe: "Wenn ich genügend hart arbeite, bekomme ich alles, was auch ein Mann bekommen kann."

"Mathe und Physik für ein Mädchen? Kommt nicht infrage." Das hörte Urwyler oft

Natalie Urwyler kam 1973 in Ins, einem Bauerndorf im Berner Seeland, zur Welt. Die Mutter war Hausfrau, der Vater Hausarzt. Ein Berufener, der Ende letzten Jahres mit 78 seine Praxis schloss. "Als Doktor sitzt man in der Praxis und wartet, bis die Patienten kommen", habe er manchmal gesagt. Rund um die Uhr sei er für seine Patienten da gewesen. So musste die Tochter, wenn sie ihren Vater sehen wollten, rüber zu ihm, ins Behandlungszimmer. Und lernte von ihm, was ein guter Arzt ist: "Du hast zwei Hände, zwei Augen und ein Stethoskop. Der Rest ist Chichi."

Ebenso prägend war ihre Mutter. Sie habe ihr auf den Weg gegeben, "dass ein Mann nicht als Lebensversicherung taugt. Und dass ich gut beraten bin, auf eigenen Beinen zu stehen." Das war revolutionär im Berner Seeland in den siebziger Jahren, als man noch darüber diskutiert habe, ob es wirklich notwendig sei, dass ein Mädchen eine Ausbildung mache, wo es später doch sowieso Hausfrau werde.

Auch Urwylers Talente passten nicht in die Welt, in der sie aufwuchs. Statt zu stricken, zog es sie zur Technik, zu Maschinen, zur Mathematik. "Meine Schulzeit lang wurde ich für die Dinge abgewertet, die ich gut kann. Das hat mich geprägt." Als sie ans Gymnasium wechseln und die naturwissenschaftliche Richtung einschlagen wollte, sagten die Lehrer: "Mathe und Physik für ein Mädchen? Kommt nicht infrage." Urwyler tat es trotzdem. Wie ein roter Faden zieht es sich durch ihr bisheriges Leben: Egal ob die Sekundarschule, das Gymnasium, das Medizinstudium, den Facharztstitel bis hin zur Klage gegen das Inselspital. Stets ist jemand da, der sagt: Du schaffst das nicht!

Sie aber tat, wovon man ihr abriet – und reüssierte.

Jetzt bewerben

Du bist zwis
zu n

[\[https://z2x.zeit.de/z2x3/?wt_zmc=fix.int.zonaudev.zon_article.z2x3_bewerbung.z2x3 bildtext link v&utm_medium=fix&\]](https://z2x.zeit.de/z2x3/?wt_zmc=fix.int.zonaudev.zon_article.z2x3_bewerbung.z2x3 bildtext link v&utm_medium=fix&) oben besser adt.

5. Mai 2018,

~~ut~~ ~~ext~~ ~~mir~~ ~~ag~~ ~~utm~~ ~~_~~ ~~medium~~ ~~-~~ ~~tag~~
~~utm_source=zon_article_zonau~~
~~dev_int&utm_campaign=z2x3_b~~
~~ewerbung&utm_content=z2x3_~~
~~bildtext_link_x]~~

rt am Main

Nach dem Medizinstudium trat Urwyler eine Stelle an der Klinik für Anästhesiologie und Schmerztherapie am Berner Inselspital an. "Als ich meinen Vorgesetzten sagte, dass ich mich habilitieren wollte, war die erste Reaktion: Willst du denn kein Kind?" Sie machte weiter, erhielt ein Forschungsstipendium des Nationalfonds und zog für anderthalb Jahre an die renommierte Stanford-Universität nach Kalifornien. Zurück in Bern, schloss Oberärztin Urwyler ihre Habilitation ab. "Vieles, auch in der Medizin, ist eine Frage des Fleißes. Man muss auf dem Hintern sitzen, lernen und das Ding durchziehen. Das kann eine Frau oder ein Mann, ein Schwarzer oder ein Weißer. Fertig, Schluss."

Urwyler erlitt während des Nachtdienstes eine Fehlgeburt

Mit ihrem Chef, dem Klinikdirektor, verstand sie sich nicht. Für Frauen sei es unter ihm unmöglich gewesen, aufzusteigen, die akademische Karriere voranzutreiben oder eine Schwangerschaft unbeschadet zu überstehen. "Schwangere wurden bis zu sieben Mal nacheinander zum Nachtdienst aufgeboten, der Gesundheitsschutz arg missachtet", sagt Urwyler. Zusammen mit Kolleginnen und Kollegen habe sie Vorschläge gemacht, wie man die Situation verbessern könnte. "Vergebens." Später erlitt Urwyler während eines Nachtdienstes eine Fehlgeburt und musste trotz Blutungen weiterarbeiten, weil niemand da war, der sie hätte ablösen können.

Als sie wieder ein Kind erwartete, erlaubte ihr die Frauenärztin weiter zu arbeiten, allerdings nur in sitzenden, ruhenden Tätigkeiten. Doch der Klinikdirektor wollte davon nichts wissen.

Nach der Geburt kam es zum Bruch. Der Klinikleiter verlangte, dass Urwyler nach dem Mutterschaftsurlaub zu 100 Prozent an ihre alte Stelle zurückkomme – oder gar nicht. "Wie sollte das gehen? Ich stillte mein Kind voll. Dazu ein volles Pensum arbeiten, das ist nicht nur für eine Anästhesistin unmöglich, sondern in vielen anderen Berufen auch."

Begründung der Kündigung: ein zerrüttetes Vertrauensverhältnis

Urwyler wurde bei diversen Instanzen vorstellig, drängte zu Aussprachen, machte Vorschläge, wie sie nach dem Mutterschaftsurlaub Schritt für Schritt

an ihre Stelle zurückkehren könnte. "Man übergang mich, ignorierte mich". Schließlich erhielt sie die Kündigung. Begründung: ein komplett zerrüttetes Vertrauensverhältnis.

Urwyler erzählt ihre Geschichte nüchtern, nennt keine Namen, betont, wie gerne sie an der Insel gearbeitet habe und wie gerne sie dahin zurückkehren würde. Ihre Loyalität ist ungebrochen, auch beinahe vier Jahre nach der Kündigung. Lange fand sie keine Stelle und vermutete, dass man hinter ihrem Rücken Stimmung gegen sie machte. "An einem Spital sagte mir jemand, er sei vor mir gewarnt worden", sagt Urwyler.

Darauf zieht sie vor Gericht. Sie macht systematische Diskriminierung geltend. Frauen seien an der Klinik für Anästhesiologie und Schmerztherapie grundsätzlich schlechter gestellt, lautet ihr Vorwurf. Für gewisse Führungsfunktionen seien Frauen gar nie berücksichtigt worden.

Im Lokal in Brig legt Urwyler eine Grafik auf den Tisch. Darauf ist eine rote Pyramide zu sehen. Sie bildet die ärztliche Spitalhierarchie an ihrem ehemaligen Arbeitsort ab. Von oben nach unten, von der Spitze zur breiten Basis: oberes Kader, unteres/mittleres Kader, Assistenzärzte. Dazu der Anteil Frauen: oben null, Mitte 40, unten 50 Prozent. "Noch Fragen?"

Der Fall ihrer Klinik mag ein krasser sein, untypisch ist er nicht.

Die aktuelle FMH-Ärztestatistik zeigt, dass die Frauen an den Universitäten die Mehrheit im Studium für Humanmedizin ausmachen. 2017 waren es 55 Prozent. Auch auf der untersten Stufe der Spitalhierarchie, bei den Assistenzärzten, sind die Frauen mit 59 Prozent noch in der Mehrheit. Danach kippt es. Bei den Oberärzten lag der Frauenanteil im vergangenen Jahr bei 47 Prozent, bei den Leitenden Ärzten bei 24 Prozent. Unter den 1575 Chefärzten in der Schweiz gab es gerade noch 12 Prozent Frauen.

"Wer an unserer Klinik Teilzeit arbeitete, wurde als Betty-Bossi-Anästhesistin belächelt."

——→ Natalie Urwyler

Für Urwyler ist klar: "Es gibt keinen Ärztemangel. Es gibt nur diskriminierte Frauen." Will heißen: Frauen, die in den stramm hierarchisch geführten Spitalbetrieben vergrault werden, spätestens dann, wenn sie ein Kind bekommen.

Oder wie Urwyler sagt: Die Biologie der Frauen, also der Umstand, dass sie Kinder bekommen und eine gewisse Zeit ausfallen, werde in den Spitälern negiert. Das führe dazu, dass viele um- oder ganz aussteigen. Etliche ihrer

Kolleginnen hätten sich aus den Kliniken verabschiedet und arbeiteten in familienverträglichen Pensen zu lebensfreundlichen Arbeitszeiten, irgendwo in einer privaten Praxis.

"Wer an unserer Klinik Teilzeit arbeitete, wurde als Betty-Bossi-Anästhesistin belächelt", sagt Urwyler, "sogar wenn eine Frau 70 oder 80 Prozent arbeitete." Ein abwesender Arzt hingegen sei als besonders fleißig angesehen worden, wenn er seine Zeit an Kongressen, Business-Meetings und Management-Ausbildungen verbracht habe.

"Das Leben hat mich zu einer Feministin gemacht"

Natalie Urwyler wollte Professorin für Anästhesie werden. Stattdessen ist sie Feministin geworden. "Das Leben hat mich zu einer gemacht." Politisch verorten lässt sie sich jedoch nicht. Das will sie nicht. "Ich bin ein Doktor, da muss man für alle Facetten der Gesellschaft offen sein." Und so ist sie von der CVP-Frauen-Präsidentin Babette Sigg Frank genauso beeindruckt, wie sie FDP-Präsidentin Petra Gössi cool und SVP-Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher bewundernswert in ihren Talkshow-Auftritten findet. Den Grünen zollt sie Respekt für ihr Umweltbewusstsein, den Roten für ihre Weltoffenheit.

Statt auf Ärztekongressen über ihre Forschung zu referieren und Studenten zu betreuen, wie das ihr Plan war, trifft sie nun Politiker zum Kaffee, am liebsten bürgerliche. Also Leute, die sie noch nicht auf ihrer Seite weiß. Sie erklärt ihnen, warum auch Konservative ein Interesse daran haben müssen, dass die 516 Frauen, die letztes Jahr das teure Medizinstudium abgeschlossen haben, nicht aus dem Beruf aussteigen, bloß weil sie ein Kind bekommen. Dass es an den Spitälern und an der Gesellschaft liege, dafür zu sorgen, dass deren Talente nicht brachliegen. Dass die Gesellschaft aber auch ein Interesse daran haben müsse, dass Ärztinnen Kinder bekommen. Kurz: Dass beides möglich sein müsse.

Ausgerechnet im konservativen Wallis hat sie sich ein neues Leben aufgebaut

Die Lösung ist für Urwyler die Quote. "Ein Team, in dem mindestens 30 Prozent Frauen in der Führung sind [<http://www.zeit.de/arbeit/2018-01/arbeitsumfeld-frauen-kolleginnen-fuehrungsposition-mitarbeiterinnen-zusammenarbeit>], beginnt anders zu ticken, das zeigen Untersuchungen." Um eine solche umzusetzen, brauche es zwei Dinge, Organisation und den Willen, es zu tun. "Klar, man muss ein paar Dinge anders organisieren", sagt sie, "Chefarztposten im Job-Sharing ausschreiben und Teilzeit-Modelle erlauben. So wie man das mancherorts bereits heute tut. Der große Star, Thierry Carrel, ist Chefarzt an mehreren Spitälern – also ein Teilzeit-Chef."

Spricht Natalie Urwyler über ihre neue Leidenschaft, die Gleichstellungspolitik, kommt sie richtig in Fahrt. Und hebt mit einem "Vive les femmes!" das Glas.

Dann bricht sie auf und verschwindet in der Altstadt von Brig.

Ausgerechnet in Brig, ausgerechnet im Wallis, wo die Schweiz den Ruf hat, besonders konservativ zu sein, hat sich Natalie Urwyler schon vor Jahren niedergelassen und inzwischen mit ihrem Partner, einem Walliser, ein eigenes Haus gebaut. Als sie die Sprüche, sie sei eine Üsserschwiizeri, ein Grüezini, satt hatte, lernte sie den Dialekt der Einheimischen. Im Spital Wallis in Sitten hat sie nach langer Suche wieder eine Stelle gefunden und kann in Teilzeit arbeiten. "Soeben wurde eine Frau zur Chefärztin befördert, letztes Jahr eine zur leitenden Ärztin. Und vor allem finden wir hier Gehör für unsere Anliegen."

In Sitten beginnt die habilitierte Narkoseärztin Natalie Urwyler also noch einmal von vorn. Mit 44 Jahren macht sie eine Ausbildung zur Fachärztin für Intensivmedizin. "Das ist sehr technisch, das liegt mir." Verdienen tut sie nur noch ein Drittel von dem, was sie einst als Oberärztin an der Insel erhielt.

"Der Fall hat mich das akademische Leben gekostet und die Karriere."

—→ Natalie Urwyler

Sie weiß, egal wie ihr Fall, der Fall Urwyler, ausgehen wird: "Er hat mich das akademische Leben gekostet und die Karriere." Aber noch will, noch kann sie die Hoffnung nicht ganz aufgeben, dass es doch gut kommt. Manchmal ertappt sie sich dabei, wie sie sich vorstellt, in Bern eine Wohnung zu suchen, wie sie an ihre alte Stelle zurückkehrt, in ihr altes Team.

Dann bricht sie jäh ab. "Die kalte Dusche kommt. Ich werde vermutlich übermorgen den Rekurs in den Händen haben."

VERLAGSANGEBOT

ZEIT Stellenmarkt

Aktuelle Stellen in Medizin & Gesundheit

[Zur Stellenliste.](#)

[http://jobs.zeit.de/stellenmarkt/medizin_gesundheit_39798.html]

Aktuelle Jobs

Professorship in Food Science / Leader (f/m) of an Interdisciplinary Research Center for Innovative Food Research (iFOOD)

Aarhus University

Zum Jobangebot

[http://jobs.zeit.de/jobs/tjele_daenemark_professorship_in_food_science_leader_f_m_of_an_interdisciplinary_research_center_for_innovative_food_155558.html?wt_zmc=fix.int.zonpmr.zeitde.stellenmarkt.jobbox.button.stellenanzeige.x%26utm_medium%3Dfix%26utm_source%3Dzeitde_zonpmr_int%26utm_campaign%3Dstellenmarkt%26utm_content%3Djobbox_button_stellenanzeige_x]

Tatsächlich. Ein paar Tage später schreibt das Inselspital, dass es den Fall ans Obergericht weiterzieht. "Können wir telefonieren?", fragt Urwyler in einer E-Mail.

Am Telefon verliert sie dann, für einen kurzen Moment, was sie sich geschworen hatte, nie zu verlieren: ihre Contenance. Sie weiß, es wird wieder Leute geben, die denken "die Urwyler spinnt", es wird noch einmal viel Zeit vergehen, bis ihr Fall abgeschlossen ist. Zeit, die sie nicht mehr hat.

Sie kann jetzt nur noch den Prozess gewinnen. Die Stelle, sie ist verloren. Sie weiß es. "Aber mein Kopf gibt es noch nicht zu."

Dr. habil. Natalie Urwyler ist jetzt wieder Assistenzärztin.